



Susanne Bienwald

Wittensee

Roman

VERLAG
kadEra

LESSTIEPERDIEB

Zum Buch

Ein langer Sommertag im Norden zwischen See und Meer. Ein Ort, um nachzudenken über Liebe, Stille und Verrat.

Die Studentin Xenia hat sich in ein einsames Holzhaus am Wittensee zurückgezogen. Das Leben hat sie aus der Bahn geworfen. Ungewollt hat sie ein tragisches Geheimnis ihres Freundes Ludwig entdeckt – für den charismatischen Filmmacher Grund genug, sich von ihr zu trennen.

Xenia beschließt, Ludwig einen Brief zu schreiben und ihm darin ihre Geschichte zu erzählen. Während die Stationen ihres Lebens an ihr vorüberziehen, erkennt sie, dass es ein Fehler gewesen ist, die eigene stille Natur verleugnet zu haben.

»Wittensee« erzählt von einer jungen Frau, die lange versucht hat, in der schnellen, lauten Welt von heute mitzuhalten. Nach und nach spürt sie, dass dies nicht der richtige Weg für sie sein kann.

Susanne Bienwald

Wittensee

Roman

© 2016

Kadera-Verlag, Norderstedt

www.kadera-verlag.de

Übersetzung des Gedichts von Emily Dickinson:

Jonis Hartmann / Susanne Bienwald

Cover-Gestaltung: Günther Döschner unter Verwendung
des Gemäldes »Cloud Towers« von Akseli Gallen-Kallela (1865–1931)

Autoren-Porträt: Maja Ueckert

Detaillierte Daten im Katalog der Deutsche Nationalbibliothek:

<https://portal.dnb.de>

ISBN 978-3-944459-56-1

E-Books:

978-3-944459-57-8 (ePUB) · 978-3-944459-58-5 (mobi)

Am See I

Sie war weit hinausgeschwommen. Nun lag sie unter der Uferweide, auf ihrer Haut nur ein Muster aus Licht und Schatten, das sich im Gras, im Kies und auf der Wasseroberfläche vor ihr fortsetzte. Strich ein Windhauch durch die Weide, wanderte das Muster an ihr hinab und lief über das kurze Rasenstück zu ihren Füßen auf den See hinaus, der sich dann einen Augenblick lang kräuselte, bevor er wieder glatt und still war wie zuvor.

Wenn sie die Augen schloss, spürte sie bei jedem Rascheln, wie Licht und Schatten über ihren Körper glitten, und sie fröstelte ein bisschen. Es würde dauern, bis die letzten Wassertropfen auf ihrer Haut verdunstet waren, doch sie dachte nicht daran, ihren Liegestuhl in die Sonne zu rücken. Xenia liebte die Kühle am Morgen eines Tages, der heiß zu werden versprach, und verspürte kein Bedürfnis, sich in Ludwigs warmen Pullover zu hüllen. Sie würde Frische tanken, bevor die Mittagshitze einsetzte.

Auf den Korb Tisch mit dem Frühstücksgeschirr fiel schon Sonne, sein Flechtwerk glänzte wie frisch lackiert. Teekanne, Tasse und Teelöffel schienen aus Glas zu sein, Lichtblitze schossen zu ihr herüber. Das weiße Papier blendete. Noch aber war ihr keine gute Geschichte eingefallen für den Brief an Ludwig, den sie in Gedanken so viele Male geschrieben und ebenso viele Male verworfen hatte. Was sollte sie ihm erzählen, wie beginnen, damit er ihn nicht gleich nach den ersten Sätzen zerriss?

»Lieber Ludwig, ich kann dir alles erklären...« Dieser Satz würde es verderben. Und erst recht: »Lieber Ludwig,

wenn ich geahnt hätte, dass du einen Toten mit dir herumträgst, hätte ich...« Das durfte sie auf keinen Fall schreiben. Wie schwer war es, sich einen Brief auszudenken, wenn sie nicht wusste, ob er ihn überhaupt las, nach allem, was er meinte, ihr vorwerfen zu können.

»Lass. Mich. In. Ruh.« Das waren seine letzten Worte an sie gewesen. Die einzelnen Silben fielen aus seinem Mund wie aus einem Sprechautomaten. Danach drehte er sich um und ging davon – mit kleinen, steifen Schritten, so als koste es ihn große Mühe, nicht zu laufen. Unmöglich, dagegen anzuschreiben.

In den ersten langen Wochen im Sommerhaus am See war sie zu niedergeschlagen, um einen Brief anzufangen. Es regnete fast ununterbrochen. Braune Nacktschnecken nahmen den Garten in Besitz. Zu Hunderten bekrochen sie den Rasen, saßen im Gras, auf den Brennnesseln und unter den Farnblättern, sogar auf der blauen Persenning, die ein schmales Boot abdeckte klebten sie. Feuchtigkeit schien eine Art Ursuppe zu sein, aus der heraus sie entstanden. Sie vermehrten sich rasend schnell. Bei der Vorstellung, die Schnecken könnten durch die Veranda in die Küche und dann hoch in ihre offene Schlafkammer kriechen, schüttelte es Xenia vor Ekel. Argwöhnisch musterte sie die Ritzen unter den Türen. Lange würde sie es in diesem Haus nicht mehr aushalten. Um sich abzulenken, blätterte sie immer wieder den großformatigen Reiseführer durch, den sie gefunden hatte. Doch das machte es nur schlimmer. Alles auf den Abbildungen lag im Licht. Grüne Weiden, Butterblumen, Rapsfelder mit einzeln stehenden Eichen. Möwen im Flug zwischen Himmel und Meer, Strandleben. In langen Alleen warfen die Bäume Schatten. Schlösser und Herrenhäuser zeigten weiße Fassaden, die sich im Wasser spiegelten. Auch in eine enge Gasse, in der

Stockrosen an den Hauswänden emporwuchsen, hatte die Sonne hineingefunden. Das Kopfsteinpflaster glänzte. Vor den Häusern sorgten weiß gekalkte Findlinge für Abstand, um Vorübergehende daran zu hindern, in die Wohnungen zu sehen. Keine schlechte Idee, fand Xenia, nur dass sie ja nicht ständig einen Sack Steine mit sich herumschleppen konnte.

Das Buch zeigte ein Steilufer unter blauem Morgenhimmel. Gestein, Lehm, Sand und ein zum Absturz verurteilter Baum, dessen Wurzeln bereits über dem Abgrund hingen, schienen zu glühen. Selbst das Kirchenschiff einer Dorfkirche leuchtete hell. Alles, alles war in diesem Bildband aufgenommen, nur das kleine Holzhaus am Wittenensee nicht, in das es sie verschlagen hatte. Kein Wunder, handelte es sich dabei doch offenbar um den einzigen Ort in Schleswig-Holstein, an dem es ununterbrochen regnete. Irgendwann klappte Xenia den Führer zu und legte ihn weg. Hinter den Fensterscheiben triefte der Garten vor Nässe, schmutzig schaumiges Wasser schwappte in die Bucht, wenige Meter weiter schien die Welt zu Ende. Sie fühlte sich gefangen; die Fenstersprossen waren Gitterstäbe.

Erst als die Tage heller und wärmer wurden und das Gras getrocknet war, traute sie sich wieder nach draußen. Die Schnecken waren verschwunden. Unter den Farnen, die wie tropische Pflanzen wucherten, und unter dem aufgebockten Faultboot fanden sich keine Schleimspuren mehr. Die Invasion war vorüber. Von da an ging sie barfuß, wenn sie morgens ihr Frühstück zu dem wackeligen Korbtisch trug. Sie nahm ein Buch mit, wischte den Klappstuhl sauber und begann, im Freien zu leben. Der kleine Garten lag wie eine Lichtung mitten im Wald, begrenzt vom Seeufer und vom Sommerhaus, das wie eingewachsen wirkte. Die

Rosen vor der Veranda, die Margeriten und Hortensien in den Tontöpfen ringsum erholten sich von der Regenzeit und blühten auf.

Xenia ging jeden Tag Schwimmen. Und wenn abends die Hitze nachließ und das Licht weich wurde, paddelte sie mit dem Faltboot auf den See hinaus. Von ihrem Lieblingsplatz aus, einer weißen Bank unter der Uferweide, beobachtete sie, wie ein Spatzenpaar seine Jungen versorgte. Unermüdlich flogen sie hin und her. Ihr Nest hing in einer Lampe über der Tür zur Veranda und wurde von einem Dachüberhang geschützt – ein kunstvolles Gebilde aus Moos, trockenen Blättern, Grashalmen und Stöckchen mit einem kleinen Einschlupfloch. Nachdem sie begriffen hatte, dass das empörte »Trrrrr« ihr galt, wenn sie aus der Veranda nach draußen trat, benutzte sie nur noch die Haustür und ging um das Haus herum in den Garten. Und sie vermied es, abends die Lampe anzuschalten. Es tat ihr nachträglich leid, die Vögel beim Brüten gestört zu haben. Mit jedem Sommertag, mit jedem Bad im See veränderte sich etwas in ihr. Immer häufiger legte sie ihr Buch beiseite und blickte auf das stille Wasser. Ganze Nachmittage und Abende lang, an denen das Licht nur zögernd schwand und Himmel und Wasser mit leuchtenden Rottönen überzog, konnte sie so dasitzen, ohne an etwas zu denken.

Nach und nach vergrößerte sie ihre Kreise. Sie wanderte am Ufer des Sees entlang ins Dorf und machte dort ihre Einkäufe. Mit dem Fahrrad, das sie im Holzschuppen am Haus fand und das sich zu ihrem Erstaunen als fahrtüchtig erwies, unternahm sie Ausflüge nach Eckernförde. Bestellte Tee und Heidelbeer-Pancakes im Marktcafé, blätterte in der Lokalzeitung und sah den Menschen zu, die an ihr vorübergingen. Einmal schlenderte sie über den Wochenmarkt, aß eine frisch gebratene Maräne in Mandel-

blättchen und gönnte sich ein kühles Glas Weißwein. Vor der Kirche gab es einen Stand mit über zwanzig verschiedene Sorten Tomaten. Sie kaufte gelbe, grüne, schwarze, violette und orangefarbene Tomaten, arrangierte sie in einer weiten Keramikschüssel und freute sich an den Farben wie über einen Blumenstrauß. Sie ertappte sich dabei, dass sie nach ihren Ausflügen ihre Jacke immer an denselben Haken gleich neben der Haustür hängte, so als wäre dieser Haken jetzt ihr Haken und das Sommerhaus jetzt ihr Zuhause. Sie benutzte immer dasselbe Geschirr und dachte dabei: »Meine Tasse, mein Teller, meine Teekanne.« Es war, als wolle sie bleiben.

An heißen Tagen fuhr sie an die Ostsee. Suchte sich einen Platz abseits der Strandkörbe und lauschte mit geschlossenen Augen den Sommergeräuschen. Hohe Stimmen von spielenden Kindern, Mütter, die nach ihnen riefen, Gespräche über Fußballergebnisse, Autos und das Wetter vom nächsten Tag. Aus der Ferne Straßenlärm, schlappende Schritte auf der Kurpromenade, ein leises Knirschen, wenn jemand barfuß an ihr vorbei lief, ein Schleifen, wenn eine Luftmatratze oder ein Gummiboot über den Sand gezogen wurden. Die Rufe der Volleyball-Spieler, das Klat-schen beim Baggern und Pritschen, Aufschlaggeräusche. Für eine Weile ein monotones Klong-Klong-Klong, zwei Mädchen spielten sich mit Holzschlägern einen Hartgum-miball zu. Vom Wasser her ein vereinzelter Möwenschrei. Und unter allem der Takt der ans Ufer schlagenden Wel-len. Es war dieses Geräusch, das sie mit zurück nach Haus nahm und das sie vor dem Einschlafen hörte. Sie dachte wieder daran, an Ludwig zu schreiben.

Dann war sie eines Tages so weit ins Meer hinausgeschwommen, dass sie erschrak, als sie sich umwandte. Der Strand war zu einem hellen Band zusammengeschmolzen.

Gegen die Strömung, die sie noch weiter hinausziehen wollte, kämpfte sie sich zurück. Ihre Arme wurden schwer. Endlich rückte der Strand näher, das Wasser wurde wärmer. Auf einer Sandbank, auf der Jugendliche nach einem Tennisball hechteten, legte sie sich in das flache Wasser und ließ sich treiben. Ludwigs Bild tauchte vor ihr auf. Er stand im Kinosaal der Universität vor der großen weißen Leinwand und forderte seine Studenten auf, von sich zu erzählen. »Egal was. Einer guten Geschichte vermag ich nicht zu widerstehen.«

Ob dieser Satz noch galt? Auch für sie? Ein Brief, in dem sie ihre gemeinsam verbrachte Zeit schilderte, Missverständnisse aufklärte, ihn anklagte oder bemitleidete – das war keine gute Geschichte. Sie würde sich etwas anderes ausdenken müssen. Xenia schwamm weiter, spürte bald den geriffelten Meeresgrund unter ihren Füßen und watete ans Ufer.

Voller Hoffnung hatte sie seitdem jeden Morgen einen Schreibblock mit nach draußen genommen und ihn neben ihr Frühstück auf den Korbtisch gelegt. Da blieb er dann den ganzen Tag liegen, blendend weiß, unbeschrieben, bis sie ihn am Abend wieder mit ins Haus trug. Eine tägliche Niederlage.

Doch jetzt, während sie im Schatten der Uferweide trocknete und die Wärme des Sommertages auf ihrer Haut spürte, erschien ihr eine Lösung möglich: Sie würde ihre eigene Geschichte erzählen. Für sich und für ihn. Sie würde sich an die Stationen ihres Lebens erinnern und alles aufschreiben. So, wie es für sie gewesen war. Ohne Rechtfertigungen und Kommentare. Vielleicht könnte er sie dann verstehen.

In der Uferweide raschelte es leise. Es war wie ein Streicheln.

Die Große Qual

Ich war drei, als meine Schwester Britta geboren wurde. Kurz darauf begann, was ich später »die Große Qual« nannte. Jeden Tag musste ich viele, viele Stunden in der Großen Qual verbringen. Ich atmete immer auf, wenn ich morgens beim Aufwachen hörte, dass Papa Frühstück machte. Dann war Wochenende. Aber wie schnell ging es vorüber, und schon war Sonntag, und vor dem Einschlafen fürchtete ich mich vor dem Aufwachen. Um halb acht wurde ich in der Großen Qual abgeliefert. Für alle anderen war es ein Kindergarten, meine Eltern hatten gesagt, dass es mir dort gefallen und ich schnell Freunde finden würde. »In ein paar Wochen, nach der Eingewöhnung, magst du gar nicht mehr weg, weil es dir zu Hause langweilig ist. Und du weißt ja, dass die Mama jetzt mit dem Baby zu tun hat.«

Ich wusste nicht, was Eingewöhnung bedeutete, doch am Tag bevor sie begann, brachte ich keinen Bissen hinter. Trotzdem versprach ich, lieb zu sein; denn ich war auch stolz, dass ich schon in den Kindergarten durfte und kein Baby mehr war wie meine kleine Schwester, die rein gar nichts konnte außer schlafen, trinken und schreien. Meistens fand ich sie ganz süß, wenn sie so da lag in ihrem Stubenwagen. Es war aber nichts mit ihr anzufangen.

Während meine Mutter noch mit Britta im Krankenhaus war, hatte meine alte Tante Gerda auf mich aufgepasst. Mit zittriger Stimme erzählte sie mir vom Himmel, wo die Engel wohnten, und von der Hölle, wo Teufel umhersprangen, Feuer loderten und arme Seelen schrien

vor Pein. Und an dem Tag, an dem ich von Gaby, meiner neuen Kindergärtnerin, in meine Gruppe geführt wurde, dachte ich im allerersten Augenblick, ich sei durch irgendeine schreckliche Schuld in der Hölle gelandet. Nur dass ich nicht vom Feuer gebraten wurde, sondern vom Lärm, vom Geschrei, vom wilden Gerenne und von einer viel zu lauten Musik. Als sie plötzlich abbrach, versuchten alle Kinder, sich einen Stuhl zu erobern. Sie kreischten, drängelten und schubsten. Schließlich blieb ein kleiner Junge, kleiner noch als ich, allein im Raum stehen. Er hielt den Kopf gesenkt und sah auch nicht auf, als die anderen laut und schadenfroh seinen Namen riefen. »Tom.«

»To-hom!«

»Tom ist übrig.«

Ich blickte mich nach meiner Mutter um.

»Komm, du kannst gleich mitspielen, Xenia.« Gaby klatschte in die Hände und stellte den Stuhl zurück, den ein Kind aus der Reihe gestoßen hatte. »Kennst du ›Reise nach Jerusalem?‹«

Wieder schlug der Lärm über mir zusammen, erneut begann das Rennen und Schreien zur lauten Musik. Ich musste weinen. Gaby kam zu mir und redete auf mich ein.

»Ich will nach Hause«, dachte ich.

»Xenia, du gehst jetzt erst mal mit Tom in die Kuschelecke. Dann gibt es Essen, Nudeln, die magst du doch? Danach kommt schon deine Mama und holt dich ab.« Sie hatte diese hohe Stimme, die die Erwachsenen immer annahmen, wenn sie betont freundlich mit mir sprachen.

»Ich will nach Hause«, dachte ich. Sie verstand mich nicht.

»Tom, zeigst du bitte Xenia das Kuschezimmer?«

So entkam ich dem Getöse. In einem mit Matratzen und vielen bunten Kissen ausgelegten Raum nahm sich Tom

ein Bilderbuch und warf sich in die Kissen, ohne mich weiter zu beachten. Ich musste dringend, wagte aber nicht, ihn nach der Toilette zu fragen. Noch viel weniger wagte ich mich zurück in den Höllenlärm.

Nach und nach kamen andere Kinder zu uns herein, unterhielten sich leise kichernd und zeigten verstohlen auf mich. Ein großes Mädchen rannte sofort zu Gaby und rief: »Sie hat sich in die Hosen gemacht. Sie hat in die Hosen gemacht.« Es schien ihr sehr zu gefallen.

Gaby tröstete mich, nahm mich an die Hand und half mir im Waschraum beim Umziehen. Ich schämte mich, wie ein Baby in die Hosen gemacht zu haben.

Vor dem Essen sollte ich vor der Gruppe meinen Namen sagen.

»Xenia«, flüsterte ich.

»Das ist Xenia«, wiederholte Gaby laut.

»Gleich heult sie wieder«, sagte das große Mädchen.

Danach sollten wir uns um einen langen Tisch setzen, uns die Hände geben und sagen, dass wir uns lieb hatten. Ich hatte aber das große Mädchen und auch Tom nicht lieb, selbst Gaby nicht, die sich um mich gekümmert hatte, und die anderen waren einfach nur viel zu viele, viel zu laute Kinder, die ich nicht kannte und nicht kennenlernen wollte.

Ich traute mich kaum, aufzusehen und stocherte auf meinem Teller herum, dafür hörte ich umso deutlicher die vielen Geräusche, die die anderen beim Essen machten. Der Junge neben mir zog die Nudeln mit den Zähnen von der Gabel. Es wurde geschmatzt und geschlürft, einige saugten Nudeln laut in sich hinein und lachten, wenn sie angefeuert wurden. Andere kratzten immer wieder mit ihrem Besteck auf dem Teller herum, obwohl Gaby ihnen sagte, sie sollten es lassen. Ständig scharrte oder kip-

pelte jemand mit seinem Stuhl, ein Trinkbecher fiel um, die Nassgewordenen kreischten, Tom rannte nach einem Lappen, und als Hintergrundmusik lief ununterbrochen das Lied von der Vogelhochzeit, das ich die nächsten drei Jahre hassen lernte. Wenn ich doch einmal aufsaß, blickte ich in verschmierte Gesichter und kauende Münder voller Nudelbrei.

»Deine Mama hat mir erzählt, wie gern du Spaghetti magst, nun hast du kaum etwas gegessen«, sagte Gaby. »Schmeckt dir vielleicht unsere Tomatensoße nicht?«

»Doch.«

»Gleich heult sie wieder«, sagte das große Mädchen.

»Sei du einmal still«, sagte Gaby. »Es ist Xenias erster Tag, sie muss sich erst eingewöhnen.« Und zu mir: »Nach dem Essen spielen wir alle zusammen, da wirst du die anderen Kinder kennenlernen. Wer Tom ist, weißt du ja schon.«

Zum Glück kam meine Mutter, bevor ich mit den anderen spielen und sie kennenlernen musste.

Ein paar Tage später entdeckte ich die Kugelbahn. Es war eine hölzerne Kurvenbahn mit Kugeln aus Holz, die ursprünglich farbig gewesen und nun abgegriffen waren bis auf Spuren von Blau, Rot, Grün und Gelb. Sie fassten sich gut an und wurden warm in meiner Hand. Ich legte die erste Kugel – es musste unbedingt eine blaue sein – oben in die Holzspur, verfolgte ihren Lauf abwärts und konzentrierte mich auf das gleichmäßige Geräusch des Rollens und auf das helle Klicken, wenn die Kugel unten gestoppt wurde. Dann nahm ich die nächste Kugel, die nächste und die nächste. Alle Farben in der richtigen Reihenfolge: blau, rot, grün und gelb. Rollen, rollen, rollen. Klick. Rollen, rollen, rollen. Klick. Rollen, rollen, rollen. Klick.

Ich liebte die Kugelbahn und lief morgens an Gaby und den anderen Kindern vorbei, ohne Hallo zu sagen, um nachzusehen, ob die Bahn frei war. Setzte mich dann auf den Boden und holte die erste Kugel aus der Pappschachtel. Wenn ich lange genug mit der Kugelbahn spielen durfte, versank ich in das Rollen und Klicken – der Lärm um mich herum erstarb. Am liebsten wäre ich bis zum Abend nicht wieder aufgetaucht.

»Xenia, hörst du nicht! Es gibt Essen. Hände waschen. Schnell! Schnell! Alle Kinder warten auf dich.«

»Ich mag nicht essen.«

»Du setzt dich jetzt hin und probierst wenigstens einen Löffel. Mach nicht immer solche Schwierigkeiten.«

Sobald ich eine Möglichkeit witterte, dem gemeinsamen Spiel zu entkommen, schlich ich mich zurück zur Kugelbahn. Gaby schien dies nicht zu gefallen, immer häufiger störte sie mich.

»Möchtest du heute mit uns malen, Xenia? Dein Papa hat mir erzählt, du malst so schöne Bilder.«

Zuhause liebte ich es zu malen. Doch an einem langen Tisch mit den vielen anderen Kindern zu sitzen, die auf ihren Stühlen herumrutschten, durcheinander redeten und schrien und mir womöglich mit den Füßen ans Schienbein traten und die Buntstifte wegnahmen – das wollte ich nicht.

»Ich mag nicht.«

»Möchtest du lieber draußen Seilspringen?«

»Ich mag nicht.«

»Xenia, wenn du so leise sprichst, kann dich niemand verstehen. Auf jeden Fall möchte ich nicht, dass du den ganzen Tag allein vor dieser Bahn verbringst.«

» – «

Als meine Mutter mich abholte, hielt Gaby sie zurück. Und obwohl ich doch schon groß war, wie mir immerzu alle versicherten, sprachen die beiden über meinen Kopf hinweg, Gaby dieses Mal mit ihrer Stimme für Erwachsene. Ich hörte heraus, dass ich meiner Mutter Kummer bereitet hatte, und antwortete sofort mit »Ja«, als ich gefragt wurde, ob ich einverstanden sei, das Spiel mit der Kugelbahn auf zehn Minuten zu begrenzen.

»Ich wusste, dass du vernünftig sein würdest, mein großes Mädchen.« Meine Mutter klang erleichtert. »Ab morgen hältst du dich an dein Versprechen?«

»Ja.«

»Abgemacht«, sagte meine Mutter.

»Wir werden sehen«, sagte Gaby.

»Ja«, sagte ich, um von ihr gelobt zu werden.

Am nächsten Tag kam Gaby zu mir, als ich gerade dabei war in dem Rollen und Klicken der Kugeln zu versinken.

»Xenia, die zehn Minuten sind um.«

Ich hoffte auf ein Wunder und sagte nichts.

»Wir haben es gestern mit deiner Mama besprochen, du warst einverstanden. Erinnerst du dich?«

»Ja.« Eine gelbe Kugel lag warm in meiner Hand. Ich schloss die Faust noch fester um sie. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich müsse sie beschützen.

»Die Bahn wartet auf dich bis morgen.« Gaby fing an, die Kugeln einzuräumen.

Ich nahm all meinen Mut zusammen. »Ich will aber nicht.«

»Xenia, es ist Schluss. Sieh mal, wie schön draußen die Sonne scheint, und im Garten gibt es Butterkuchen.« Sie holte eine Kugel aus der Schachtel und hielt sie mir hin. »Das ist jetzt die letzte für heute.«

Es war die falsche Farbe. Nach Blau, Rot und Grün musste Gelb folgen. »Die nicht«, sagte ich.

»Dann lege ich sie jetzt auf die Bahn.«

Da riss ich ihr die falsche Kugel aus der Hand und warf sie gegen die Wand. Und als Gaby versuchte, mir meine gelbe Kugel wegzunehmen, biss ich ihr in den Arm und trat nach ihr. Sie hielt mich fest, bis ich aufhörte zu schluchzen.

»Hast du dich beruhigt, Xenia?«

Ich nickte.

»Lauf jetzt in den Garten.«

Die anderen spielten Fang den König. Das große Mädchen war König und durfte vormachen, wie ihre Untertanen sich bewegen sollten. Sie hüpfte wie ein Frosch, alle taten es ihr nach. Ich hüpfte auch ein bisschen mit. Natürlich gelang es mir nicht, den König zu fangen.

Vor dem Schlafengehen legte meine Mutter das dicke Märchenbuch, aus dem sie mir jeden Abend vorlas, beiseite. »Xenia, ich möchte mit dir reden. Gaby hat mir von einem schlimmen Vorfall erzählt. Was war bloß los mit dir heute?«

»Gar nichts.« Ich drehte den Kopf weg.

»Mein liebes großes Mädchen, meine Xenia. Ich will dir helfen. Was ist denn passiert?«

»Sie hat die falsche Kugel genommen.«

»Welche Kugel?«

»Die Blaue.«

»Warum darf Gaby keine blaue Kugel nehmen?«

»Weil es die Falsche ist.«

»Ich glaube, du wolltest einfach nur weiter mit der Bahn spielen, stimmt das?«

»Ja.«

»Du musst lernen, dich an das zu halten, was wir verabredet haben. Papa und ich halten uns ja auch an unsere Versprechen. Und dass du deiner Kindergärtnerin, die dich lieb hat, ins Gesicht schlägst, das kommt nie wieder vor. Versprichst du mir das?«

»Hab ich gar nicht.«

»Xenia, was ist bloß in dich gefahren? Ich weiß ja, dass diese erste Zeit nicht einfach ist für dich, aber Treten und Schlagen, das geht zu weit. Morgen entschuldigst du dich bei Gaby und sagst, dass es dir leid tut.«

Ich schwieg.

»Hast du mich verstanden?«

»Ja.«

»Dann schlaf jetzt schön. Ich deck dich noch zu, und morgen bringen wir die Sache in Ordnung. Gute Nacht.«

Nie wieder habe ich mit der Kugelbahn gespielt.

Im Kindergarten lernte ich, dass man in einer Gruppe laut sein musste, um etwas zu gelten und lästigen Nachfragen aus dem Weg zu gehen. Man musste sich laut freuen, laut weinen, musste laut in die Hände klatschen, laut singen und lachen, beim Tanzen kräftig mit den Füßen stampfen, laut sprechen. Den ganzen Tag lebhaft und laut und lustig sein. Ich aber war leise, am liebsten still, und hatte nichts dagegen, übersehen zu werden und allein zu spielen. Doch ich spürte, dass es nicht richtig war, so zu sein, und dass meine Mutter sich Sorgen machte. So versuchte ich, wenigstens manchmal ein bisschen lebhaft und laut zu sein. Ich freute mich, wenn ich dafür gelobt wurde, obwohl ich mich gleichzeitig dafür schämte.

Mit dem großen Mädchen hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis, das unser Verhältnis so weit verbesserte, dass sie aufhörte, mich zu hänseln. Sie war beim Fangenspiel im

Garten auf eine Steintreppe gefallen, hatte sich Knie und Ellbogen aufgeschlagen. Ich sah, wie sie blass wurde, als sie bemerkte, wie ihr das Blut am Bein herunterlief. Mir kamen die Tränen.

Von Gaby gestützt humpelte das Mädchen ins Haus und kam nach einer Weile mit bunten Pflastern geschmückt wieder zu uns nach draußen.

»Warum hast du vorhin so blöd geheult?«, fragte sie mich, während sie an einem Trostlolly lutschte, der ihr die Zunge giftgrün gefärbt hatte. Es war das erste Mal, dass sie mich ansprach.

»Das muss schrecklich weh getan haben.«

»Aber doch nicht dir.«

»Trotzdem.«

»Du bist komisch.« Es sollte sich böse anhören, klang aber versöhnlich. Ich sagte nichts. Aus den Augenwinkeln heraus überprüfte sie, ob uns jemand zuschaute. Ich wunderte mich, dass sie so unsicher war.

»Ich hab noch einen zweiten Zungenteufel. Für den Ellbogen«, sagte sie dann, pulte den Lolly aus ihrer Jeans und hielt ihn mir hin. Ihre Hand war klebrig.

Danach sprach Jenny mich nie wieder an. Wenn wir im Spiel zufällig aneinander gerieten, war sie besonders ruppig. Doch aus der Ferne beschützte sie mich, die anderen Kinder ließen mich in Ruhe. So traute ich mich manchmal von ganz allein, mitzuspielen. Gaby war der Meinung, ich hätte mich nun endlich eingewöhnt. Jedenfalls hörte ich, wie sie dies zu meiner Mutter sagte. »Es wurde aber auch höchste Zeit, dass Xenia endlich aufgetaut ist. Sie hätten sie schon viel früher in den Kindergarten geben sollen. Solche Kinder brauchen oft lange, um sich in der Gruppe zurechtzufinden. Ich werde Ihre Kleine weiter im Auge behalten.«

Im Dorf

Ein hohes Trillern riss Xenia aus ihrer Kindergartenzeit. Ein unscheinbarer, kleiner Vogel krallte sich mit seinen viel zu großen Klauen an der Lehne der weißen Gartenbank neben ihr fest. Sein Schnabel vibrierte. Unglaublich, dass ein so winziger Vogel so laut singen konnte. Er hatte ein hellbraunes Gefieder und einen auffällig aufrecht stehenden Schwanz. An dem hellen Strich, der über seinem schwarzen Auge verlief, erkannte sie ihn: Es war ein Zaunkönig.

Der König der Vögel leistete ihr Gesellschaft. Sofort meinte sie ein selbstbewusstes »König bün ick. König bün ick« aus seinem Gesang herauszuhören. Sie rührte sich nicht. Wie klug der kleine Vogel einst gewesen war. Sie erinnerte seine Geschichte und die Bilder aus dem Märchenbuch, aus dem ihr früher abends vorgelesen wurde: An einem schönen Morgen im Mai waren alle Vögel zusammengekommen, um einen Wettflug um die Königswürde auszutragen. Da mischte sich ein Vogel unter die Menge, der so winzig klein und unbedeutend war, dass er noch nicht einmal einen Namen besaß. Auf ein Zeichen hin erhob sich die ganze Schar in die Lüfte, es gab ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen. Es sah aus, als ob eine schwarze Wolke aufstiege. Die kleineren Vögel blieben bald zurück, die größeren hielten es länger aus. Keiner jedoch vermochte es dem Adler gleichzutun, der bis zur Sonne stieg. Als er sich vergewissert hatte, dass die anderen aufgegeben hatten, fing er an, sich wieder herabzulassen. »Du musst unser König sein, nie-

mand von uns ist höher geflogen als du«, riefen die Vögel ihm von unten zu.

»Ausgenommen ich«, schrie der kleine namenlose Vogel. Er hatte sich in den Brustfedern des Adlers versteckt und kam nun herausgekrochen. Und da er ausgeruht war, stieg er ein Stückchen höher, als es der Adler geschafft hatte. Dann legte er seine kleinen Flügel zusammen, sank herab und rief mit feiner, durchdringender Stimme, »König bün ick! König bün ick!«

Auch die folgenden Prüfungen, die ihm die anderen Vögel auferlegten, weil sie seinen Sieg nicht anerkennen wollten, meisterte der kleine Vogel. Selbst die kluge Eule, die ihn in einem Mäuseloch bewachen sollte, musste sich am Ende geschlagen geben.

»König bün ick. König bün ick«, schmetterte es neben Xenia auf der Gartenbank. Sie konnte es jetzt deutlich hören. »König bün ick, König bün...«, und der kleine Vogel flog in das Nest auf der Lampe an der Verandatür. Ihre Spatzen waren Zaunkönige.

Am Schatten, den der Korbtsch warf, erkannte sie, dass es Zeit wurde, an ihre Einkäufe zu denken. Der kleine Supermarkt im Dorf leistete sich den Luxus, über Mittag zwei Stunden zu schließen. Vielleicht war das dem goldenen Buddha am Haus neben dem Laden geschuldet. So jedenfalls hatte sie es sich gedacht, als sie beim ersten Mal vor verschlossenen Türen gestanden und ungläubig die Öffnungszeiten studiert hatte. Schon damals fand sie es eigentlich sympathisch, sich auch in der Hochsaison nicht nach den Bedürfnissen von Touristen zu richten und dem Personal mittags eine längere Auszeit zu gönnen. Eigentlich – wenn sie nur nicht gerade selbst an diesem Tag kurz nach zwölf gekommen wäre. Aber nun wusste sie ja Bescheid.

Ihre zarte Wäsche, das weiße Hemd und ihr dunkelblauer Stretchrock hingen noch an der Leine. Sie hatte sich angewöhnt, ihre Sachen jeden Abend mit der Hand durchzuwaschen, und litt nicht mehr darunter, dass sie nichts anderes zum Anziehen hatte. Die Fensterscheiben spiegelten ihr ein perfektes Outfit zurück. Das schlichte ärmel- und kragenlose Hemd und der eng anliegende lange Rock betonten ihre schlanke Figur, die festen Wanderschuhe wirkten wie ein geschickt arrangierter Stilbruch. Sie freute sich auf den Weg am See und an der öffentlichen Bade-
stelle entlang bis in den Ort.

Auf der Dorfstraße schlenderten drei kleine Jungen vor ihr her, zwei von ihnen etwa acht Jahre alt, der dritte etwa zwei Jahre jünger. Sie trugen Caps in unterschiedlichen Farben, schlabbrige T-Shirts und überlange Bermudas, aus denen ihre dünnen Kinderbeine ragten. Ihre Füße steckten in klobigen Turnschuhen. Die drei waren so sehr ins Gespräch vertieft, dass sie ein entgegenkommendes Fahrzeug nicht bemerkten. Der Fahrer hupte und wich aus. Der Junge mit dem blauen Cap antwortete mit einer lässigen Handbewegung. Unbeirrt schlenderten sie weiter. Seite an Seite. Im gleichen Schritt.

»Wie die Mitglieder eines verschworenen Forscherteams, das kurz davor steht, ein Welträtsel zu lösen, und sich von nichts und niemandem ablenken lassen darf«, dachte Xenia. »Und dieses Team wird von einem blöden Autofahrer angehupt.«

Als sie an den Jungen vorüberging, schnappte sie ein paar Worte der künftigen Nobelpreisträger und Weltretter auf. »Killer.« – »Tödliche Fallen.« – »Monster in Raumschiffen.« – »Wurmlöcher.« – »Gold.« – »Millionen von Dollars auf einem höheren Level«.

»Am Schluss zählen aber nur die Bananen«, sagte der größte von ihnen und ballte seine Faust.

»Ja, leider«, bedauerte der Mittlere.

»Scheiß Bananen«, sagte der Kleine. Er sah zu den beiden anderen auf, ob sie sein Urteil anerkannten.

Sie nickten.

Für heute brauchte sich niemand im Universum Sorgen zu machen, auch der kleine Planet Erde würde sich weiter drehen. Die drei Weltretter würden ganz bestimmt genug Bananen zusammenbekommen.

Vor dem Dorfladen stand ein rotes Cabrio mit laufendem Motor, auf dem Beifahrersitz eine weißhaarige Dame, die gerade ihre Pilotenkappe abgesetzt hatte und durch ihr zerzaustes Haar fuhr. Im Laden die Kassiererin, eine junge Frau in einem hellen Sommerkleid, und ein älterer Herr, der das Sonnenschutzmittel einer teuren Luxusmarke verlangte.

»Das führen wir nicht.«

»Aber meine Frau schwört auf dieses Produkt.«

»Ich kann Ihnen leider nicht helfen. Wenn Sie mit dem Wagen da sind ..., in Eckernförde gibt es eine Parfümerie.«

»Da kommen wir gerade her. Ich meine, nicht aus der Parfümerie, sondern aus der Stadt. Zu dumm, dass Sie so schlecht sortiert sind.«

»Sie sind in einem Dorf.«

»Das merkt man«, sagte er. Mit steifen Schritten ging er zum Ausgang.

»Auf Wiedersehen«, rief ihm die Kassiererin hinterher.

»Besser nicht.«

»Machen Sie sich nichts daraus«, sagte Xenia.

»Ach was. Schon vergessen.« Die junge Frau lächelte.
»Möchten Sie Kaffee?«

Der Verräter

Ich war fünfzehn, als meine Mutter mir in den Weihnachtsferien sagte, ich könne für ein Jahr in die Vereinigten Staaten gehen. Sie habe bereits mit meinem Klassenlehrer telefoniert, er befürworte eine Bewerbung.

»Es wird dir gut tun, Xenia. So viele neue Eindrücke und Menschen, und dann die Sprache. Wenn du zurückkommst, brauchst du nie wieder englische Vokabeln zu lernen und bist trotzdem die Beste in der Klasse. Ich wünschte, mir hätte man eine solche Chance geboten, als ich in deinem Alter war.«

Ich glaubte, mich verhöhrt zu haben. Wie konnte sie über meinen Kopf hinweg solche Entscheidungen vorbereiten? Allein die Vorstellung an all das Unbekannte und Neue, das mich in einem fremden Land erwartete, machte mir Angst. Doch ich wehrte mich nur halb. Ich rechnete damit, dass sich die Sache von selbst erledigen würde.

Meine Mutter hatte in den letzten Jahren die verschiedensten Ideen jeweils eine Zeitlang mit großer Energie betrieben, um sie dann aufzugeben und später ungern an sie erinnert zu werden. »Das Klavierspielen? In meinem Alter ist es zu spät, man kommt nicht mehr voran. Als Kind hätte ich damit anfangen sollen, aber da durfte ich ja nicht.« – »Meine Bienenzucht? Nein, Imkern ist nichts für mich. Man kann nie verreisen, wann man will, und im Frühjahr schwärmen die Viecher.« – »Teppichknüpfen? Ganz ehrlich? Überflüssig. Bei einer Freundin von mir hängen die selbstfabrizierten Kostbarkeiten jetzt in Gästetoilette und Abstellkammer.«

Am längsten hielt sich ihr Dekorationswahn. Er flammte immer wieder auf, wenn besondere Ereignisse bevorstanden. Zu Ostern verwandelte sich das Wohnzimmer in ein Hasen- und Eierparadies, zu Weihnachten blinkte und glitzerte es, auf dem Esstisch umrundeten Elche grüne Plastikbäumchen. Lampen, Sessel und das Sofa bekamen eine rote Schleife.

»Bei uns zu Hause gibt es ja auch einen Kranz mit Kerzen und so. Und am 24. natürlich den Weihnachtsbaum«, hatte Silke gesagt, als sie mich einmal in der Adventszeit abholte, »aber deine Mutter ist die ungeschlagene Deko-Queen. Absolut.«

»Das legt sich zum Glück bald wieder. Hoffe ich jedenfalls.« Es war mir unangenehm, auf die wechselnden Besessenheiten meiner Mutter angesprochen zu werden. An der Idee aber, dass ich unbedingt ein Jahr ins Ausland müsse, hielt sie beharrlich fest.

»Wahrscheinlich, weil ich es bin, die da hin soll und nicht sie«, sagte ich zu Britta. »Da ist es natürlich einfacher durchzuhalten.«

»Sie kann dich nicht zwingen. Wenn du nicht magst, Zeni, dann sag es ihr einfach.«

»Das ist nicht so leicht, wie du denkst. Ich hab ja nicht wirklich dagegen geredet. Blöd von mir. Sogar meinen Klassenlehrer hat sie rumgekriegt.«

»Ich versteh nicht, warum du dich nicht wehrst.« Britta schüttelte den Kopf.

»Irgendwie denke ich immer, die anderen merken es, wenn ich etwas nicht mag.«

»Meinst du, die können Gedanken lesen?«

»Meistens lohnt es sich nicht zu widersprechen. Aber diesmal schon. Ich rede mit Papa, wenn er kommt.«

»Ja, wenn...«

Am Sonnabend erschien mein Vater tatsächlich zu einem seiner selten gewordenen Wochenendbesuche. Es lag jetzt immer eine Spannung in der Luft, wenn er da war. Am Kaffeetisch oder beim Abendbrot sah alles aus wie früher. Er fragte Britta und mich, was wir in seiner Abwesenheit getan und erlebt hatten. Doch nun fühlte es sich an, als würde er uns abfragen. Zu meiner Mutter war er betont höflich. Auf mich wirkte das irgendwie kalt, und ich spürte, wie sehr es sie verletzte. Ich fühlte mich hilflos und wie zerrissen. Es war nicht leicht für mich, meinem Vater nun zu sagen, dass ich mit ihm reden wollte. Doch was blieb mir anderes übrig?

Als ob meine Mutter etwas geahnt hätte, legte sie ihm gleich nach seiner Ankunft einen fertigen Schlachtplan vor. Es war der erste warme Frühlingstag im April, alle Fenster standen offen. Von der Terrasse aus hörte ich, wie meine Eltern sich besprachen. Mein Vater war überrumpelt, offenbar hatte er nichts geahnt. Um Zeit zu gewinnen, stopfte er seine Pfeife. Meine Mutter protestierte nicht, obwohl sie es normalerweise nicht gern sah, wenn er im Wohnzimmer rauchte. Mein Vater äußerte Bedenken. Er meinte, ich sei zu jung, zu unerfahren und in mich gekehrt, um von einem Auslandsjahr zu profitieren. Er hielt es für viel zu früh. »Xenia erscheint mir noch wie verpuppt. Ich glaube, sie wäre überfordert. Und in einem solchen Fall wird es eine ungute Erfahrung für sie, die ihr mehr schaden wird als nutzen. Das möchte ich ihr gern ersparen.«

»Ja«, dachte ich auf meiner Terrasse. »Das hört sich nicht schmeichelhaft an, aber es stimmt. Ich bin überfordert. Ich will nicht. Ein Glück, Papa ist auf meiner Seite. Ohne seine Zustimmung geht es nicht.«

»Das ist es doch gerade«, sagte meine Mutter. »Das Kind muss endlich aus seinem Schneckenhaus heraus. Andere

in ihrem Alter sind schon richtig selbstbewusste junge Frauen, und sie: immer noch das schüchterne kleine Mädchen. Schon allein diese weiten und viel zu langen Hemden, die sie immer trägt, diese sackförmigen Pullover. Wie verschluckt sieht sie darin aus. Da zieht sich Britta mit ihren nicht mal dreizehn Jahren viel attraktiver an.«

»Ich finde Xenia ganz in Ordnung. Sollte sie nicht ihr Tempo selbst bestimmen? Erwachsensein kann sie noch ihr ganzes Leben lang.«

»Du erkennst das Problem nicht. Kein Wunder, so selten, wie du zu Hause bist. Xenia braucht einen Weckruf, sonst bleibt sie zurück.«

»Wenn du meinst.«

»Wenn du meinst. Wenn du meinst. Mehr fällt dir dazu nicht ein. Ihr Klassenlehrer ist ganz begeistert und unterstützt meine Idee. Ich sage das nur, weil du dem Urteil eines gestandenen Pädagogen sicher mehr vertraust als mir. Und deine Xenia spürt, dass ihr etwas fehlt. Sie würde gern in die USA. Das sagt sie mir jeden Tag.«

Wie konnte sie nur so lügen. Ich schluckte trocken und klammerte mich an der Stuhllehne fest.

»Wenn das so ist«, sagte mein Vater, »bin ich der Letzte, der etwas gegen diese Reise hat. Ich habe nur kein gutes Gefühl dabei.«

Meine Knöchel waren weiß. Es entstand eine Pause. Ich konnte förmlich sehen, wie mein Vater in seiner Pfeife stocherte.

»Ich frage mich«, sagte er nach einer ganzen Weile, »ich frage mich, warum sie mir gegenüber diese Reise nie erwähnt hat.«

»Rate mal, warum wohl? Ich schmeiße hier den Laden seit Jahren ganz allein. Glaub mir, ich weiß, was für Xenia gut ist. Sie wird strahlend wiederkommen.«

Dann unterhielten sie sich über die Preise, die die verschiedenen Organisationen verlangten, über die Formalitäten, die anstanden, über die richtige Stadt, über ihre eigenen Verbindungen in die USA. Mein Vater erinnerte sich an einen amerikanischen Studienkollegen, der nach Dallas zurückgegangen war, sie sprachen über Vor- und Nachteile des amerikanischen Schulsystems. Mir fiel auf, wie schnell mein Vater in allem nachgab. Warum kämpfte er nicht um mich?

Beim Mittagessen und den Rest des Tages wich ich seinen Blicken aus. Mit einem Verräter wollte ich nichts zu tun haben.

Ein Sonntagskind

In der Nacht lag ich lange wach. Ich war mir sicher, dass meine Eltern sich trennen würden. Es war nur eine Frage der Zeit. Meinem Vater nahm ich übel, dass er sich so feige absetzte. Er machte es sich leicht. Verschwand einfach immer öfter nach Schwerin, um eines Tages ganz wegzubleiben. Wahrscheinlich kam es ihm ganz gelegen, mich für ein Jahr in die USA abzuschieben. Da hatte er mich auf elegante Weise aus dem Weg. Wie ich ihn hasste! In gewisser Weise hatte meine Mutter recht: Immer noch sah er ein kleines Mädchen in mir, obwohl ich schon fünfzehn war und von ganz anderen Dingen träumte, als er sich vorstellte. Er war unaufmerksam geworden. Dass mich das jetzt traurig und wütend machte, zeigte mir, wie tief der Riss ging.

Auf einmal begriff ich die wechselnden Aktivitäten meiner Mutter als verzweifelte Ablenkungsmanöver, um die Kränkung zu überspielen, die »Schwerin« für sie bedeu-

tete. Kein Wunder, dass ihre Begeisterung nie lange anhielt. Oder gab sie alles nur vor, weil sie die anderen nicht mit ihrem Unglück belästigen mochte? War es Rücksicht oder Selbsttäuschung, was sie da täglich aufführte? Oder beides zugleich? Und wusste sie, dass sie auf verlorenem Posten kämpfte? Auf jeden Fall war alles komplizierter, als ich es bisher angenommen hatte. Trotzdem verspürte ich große Lust, meine Eltern aufzuwecken, meiner Mutter zu sagen, dass sie aufhören solle, Theater zu spielen, und dem verlogenen Verräter an seine Geschichte vom Sonntagsmädchen zu erinnern. Natürlich blieb ich liegen. Ich wusste, wie beide reagieren würden. In selten gewordener Eintracht würden sie alles abstreiten. Empört statt dankbar.

»Ich glaube, sie lassen sich scheiden«, sagte ich am Sonntag zu Britta, nachdem unser Vater wieder nach Schwerin gefahren war.

»Wieso?«

»Ich habe was mitgehört.«

»Haben sie sich gestritten?«

»Nein. Es ging um dieses blöde Auslandsjahr. Papa hat ein total schlechtes Gewissen.«

»Gerade gestern war doch alles wieder so schön. Wir sind sogar wie früher zu viert zu Paolo Pizza essen gegangen.«

»Deshalb ja.«

»Du bist manchmal echt komisch, Zeni.«

Wie hoffte ich, mich getäuscht zu haben. Doch ich irrte selten, wenn es darum ging, Stimmungen von anderen zu erspüren. Manchmal war es wie ein Fluch. Denn natürlich hatte ich für meine Vermutungen nie Beweise. Und die meisten Menschen wollten gar nicht hören, was sie insgeheim dachten oder wünschten. Sie fühlten sich ertappt

und reagierten beleidigt. Früher hatte ich es oft nicht lassen können, auszusprechen, was ich dachte. Und es dann bereut. Einmal hatte ich der ganzen Familie den Heiligen Abend verdorben. Wie jedes Jahr wollte Großmutter nicht aufhören, die schönen Kleider ihrer Enkelinnen zu bewundern, Brittas blondes Haar, meine langen Zöpfe, die Sternchenkettchen, »wie kleine Engelchen, was für reizende kleine Mädchen«. Da sagte ich ihr ins Gesicht, sie sei bloß unzufrieden, weil wir keine Jungen wären. Alle Erwachsenen taten empört.

»Wie kommt das Kind wohl auf so was?«, fragte meine Tante und sah meine Mutter streng an. Die Großmutter weinte sogar ein bisschen, jedenfalls rieb sie sich mit ihrem Taschentuch die Augen, bis sie ganz rot waren, verzieh mir dann aber, weil Weihnachten war, »das Fest der Liebe für die ganze Familie.«

Ich musste mich von der immer noch schnüffelnden Großmutter in den Arm nehmen lassen und ihren stechenden Schweißgeruch einatmen.

»Jetzt ist alles wieder gut, mein Engelchen. Jetzt sind wir wieder gute Freunde. Es liegt nur daran, dass die Mädchen zu viel Süßes bekommen. Mir wird auch immer ganz übel von dem Marzipan.« Die Großmutter küsste mich. Es war ein Fluch.

Vielleicht lag es daran, dass ich an einem Sonntag geboren war. Mein Vater hatte mir nach dem verunglückten Heiligen Abend erzählt, dass der Sage nach Sonntagskinder vieles sehen würden, was anderen, »gewöhnlichen Sterblichen«, verborgen bliebe. Wenn ein solches Sonntagskind sich in der Neujahrsnacht in ein Laken hüllte und rückwärts zur Haustür hinausginge, so könne es auf dem Dach erblicken, was das neue Jahr bringen werde. Ein Sarg

bedeutete, dass es einen Toten im Haus geben werde, eine Krone kündigte eine Verlobung an, eine Wiege die Geburt eines Kindes.

»Hast du eine Wiege gesehen, bevor ich geboren wurde?«

»Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen. Ich bin ja kein Sonntagskind. Da hätte ich lange aufs Dach starren können. Wahrscheinlich sind Sarg, Krone und Wiege auch nur die deutlichsten Zeichen. In Wirklichkeit wird es so sein, dass da irgendetwas ist, was andere ...«

»Die gewöhnlichen Sterblichen.«

»Genau. Was die nicht sehen. Ein Sonntagskind aber kann es erkennen und, was weit schwieriger ist, es deuten. Das sind ja zwei ganz unterschiedliche Dinge.«

»Soll ich es einmal ausprobieren?«

»Auf jeden Fall bist du mein Sonntagsmädchen und etwas ganz Besonderes, und das wirst du immer bleiben. Da brauchst du gar nicht erst mit einem Bettlaken in den Schnee.« Er hatte mich ganz anders in den Arm genommen als die Großmutter, und er roch so gut nach Tabak und nach sich selbst.

Die Silvesternacht verschlief ich dann. Es war wie immer. Ich konnte einfach nicht lange wach bleiben. Es ärgerte mich, als Britta, die doch erst sechs war, mir am nächsten Tag von den goldenen Glitzersternchen erzählte, die vom Himmel gefallen waren, von den Böllern und Krachern, vor denen sie gar keine Angst gehabt hatte, und vor allem von den Raketen, die sie mit Hilfe unseres Vaters anzünden und selbst abschießen durfte.

Nun hatte mein Vater also sein Sonntagsmädchen verraten und schickte mich in die USA. Ich ging ihm aus dem Weg, hatte eine heimliche Lust daran, ihn wie einen Fremden zu behandeln. Wenn er mit mir sprach, wenn er die

alte Vertrautheit wieder herstellen wollte, vermied ich seinen Blick. Drei Monate lang brachte ich es fertig, nur »Ja« und »Nein« und »guten Morgen« und »gute Nacht« zu ihm zu sagen. Er bedrängte mich nicht, schien sich nicht zu wundern, ließ mich schließlich ganz in Ruhe. Das kränkte mich. Wahrscheinlich schob er mein Verhalten auf die Pubertät. Das Wort, nach dem Eltern und Lehrer geradezu süchtig waren und mit dem sie alles wegerklärten, was sie nicht verstanden, nicht verstehen wollten, was ihnen nicht passte, was ihnen fremd war, was sie nicht widerlegen konnten, worüber sie nicht nachdenken wollten.

Alle in meinem Alter hassten dieses Wort. Egal ob Mädchen oder Jungen, Streber oder Schleimer, ob diejenigen, die sich möglichst unsichtbar machten, oder die Aufsässigen. Darin waren wir uns einig. Und wenn es nicht die Pubertät war, dann war es eine Phase, in der man sich mit fünfzehn oder sechzehn befand. Hauptsache, die Erwachsenen hatten eine schnelle Erklärung parat.

Mit Silke hatte ich oft darüber geredet, dass wir unter diesen Umständen keine Chance hatten, ernst genommen zu werden, und es deshalb gar keinen Sinn hatte, überhaupt irgendetwas zu sagen. »Sowie wir eigene Gedanken äußern, werden sie in die Pubertätskiste gepackt. Deckel drauf. Zu.«

»Selbst wenn etwas dran wäre, mit der Phase«, sagte Silke, »befindet der Mensch sich nicht immer in irgendeiner Phase?«

»Und wird trotzdem nicht für unzurechnungsfähig erklärt. So wie wir.«

»Stell dir vor, wir kehren den Spieß um und weigern uns, den blöden Mendel zur Kenntnis zu nehmen, und machen der Biolehrerin klar, dass sie sich leider in der Phase der Unfruchtbarkeit befindet. Und Punkt.«

Ludwig

Dann wurde kurz vor Beginn des zweiten Semesters ein Seminar mit dem Münchner Dokumentarfilmer Ludwig Hirsch angekündigt. »Der Fachbereich ist froh und stolz, einen so prominenten Mann aus der Praxis gewonnen zu haben.«

Hirschs *Hochläufer* war den meisten Studenten vom Titel her bekannt, oder man tat wenigstens so als ob, und wer ihn noch nicht gesehen hatte, lieh sich den Film schleunigst aus. Ich hatte die Premiere zusammen mit meinem damaligen Freund Moritz bei meinem ersten Hamburger Filmfest, gleich nach dem Abitur, besucht. Ludwig Hirsch aber nicht zu Gesicht bekommen. Er hatte sich beim Wasserski verletzt und ließ sich von seinem Produzenten vertreten. Der Film erzählte eine leise Alltagsgeschichte. Es war das Porträt eines Briefträgers, in dessen Bezirk viele alte, hohe Häuser lagen, die keinen Briefkasten vor oder im Haus besaßen. Stattdessen gab es Briefschlitze in jeder Wohnungstür, so dass der Bote die Treppen bis in den vierten oder fünften Stock hinauf musste. Hochläufer war die offizielle Bezeichnung der Bundespost für solche Häuser.

Der Film verzichtete auf einen erläuternden Kommentar aus dem Off, die Kamera begleitete den Helden auf seinem Treppenlauf, ruhte auf winzigen Details, fing Begegnungen und Gespräche ein. Schuhe vor den Türen verriet, wer hinter ihnen wohnte. Kinder-Gummistiefel, ausgetretene oder angesagte Turnschuhe, elegante rote Damenpumps oder klobige Wanderschuhe. Der Hochläufer wusste mehr: »Die alte Dame hat Besuch von ihren Enkel-

LESEPROBE · LESERPROBE

kindern. Freut mich.« – »Bis vor zwei Wochen standen hier immer auch zwei Paar Herrenschuhe.« – »Im ersten Stock fehlen die Basketball- und Fußballschuhe. Die waren oft so schlampig hingeschmissen, dass ich über sie gestolpert bin. Ob der Junge ausgezogen ist?«

An einigen Türen wurde der Bote erwartet. Er kam ja immer zur gleichen Zeit, und seine Schritte waren auf den ausgetretenen Holztreppen gut zu hören. Er wechselte ein paar Worte über das Wetter, das Weltgeschehen, Neuigkeiten aus dem Viertel und verabschiedete sich bis zum nächsten Tag. Beim Heruntergehen nahm er aus einem dritten Stock den Müllsack mit nach unten. »Die junge Frau kann ja schlecht Karre, Kind und Müllbeutel zugleich tragen. Da habe ich ihr neulich Hilfe angeboten.«

Gegen Elf brachte der Hochläufer die Post für ein Café im Erdgeschoss eines Jugendstilhauses. Die Kellnerin bot ihm einen Briefträgerkaffee an und setzte sich zu ihm.

»Oft reicht die Pause nur für eine halbe Tasse, sonst dauert meine Runde zu lang.« Nachdem er ausgetrunken hatte, griff er in seine Hosentasche. Sie winkte ab. »Schon gut. Tschüss, und bis morgen.«

»Tschüss. Du weißt, morgen kommen wir für länger?«

»Alles vorbereitet.«

Gleich im Haus nebenan bat ein Mann den Boten, ihm den Brief seiner Krankenkasse vorzulesen. Er habe seine Brille verlegt und wolle die Tochter, die in einem anderen Stadtteil wohne, damit nicht zur Last fallen. »Zum Fernsehen reicht es noch, aber so viel Kleingedrucktes...« Der Bote las vor.

Hinter der Tür eines anderen Hauses weinte ein Kleinkind.

»Das geht jetzt schon den dritten Tag so. Ich kenne die Familie, sie wohnen seit über zehn Jahren hier.« Der Bote

zögerte, klopfte dann. Eine ältere Frau öffnete. Sie trug das verweinte Kind auf dem Arm. »Ach, die Post. Wie nett. Danke.«

»Wie geht's der Kleinen?«

»Sie hören ja. Die Zähne. Und meine Tochter ist ausgerechnet diese Woche zu einer Fortbildung. So schlimm war es bei ihr damals nicht.«

»Das tut mir leid. Grüßen Sie bitte Ihre Tochter von mir.« Erleichtert stieg er die Treppen hinunter.

Am nächsten Tag war im Elf-Uhr-Café ein abschließendes Gespräch verabredet. Der Hochläufer erzählte, dass er überlegt habe, wie die Arbeit eines Briefträgers mit einem einfachen sozialen Dienst zu verbinden sei. Wäre sein Bezirk kleiner geschnitten, könnte er auf seiner täglichen Runde einige seiner Kunden besuchen. Oft genügten ja ein paar Minuten, um zu helfen. Genau die Zeit habe er eigentlich nicht. Er nehme sie sich manchmal. Das sei natürlich keine gute Lösung. Während er sprach, kamen zwei Damen aus dem benachbarten Altersheim ins Café und begrüßten ihren Postboten in die Aufnahme hinein: »Wirst du jetzt berühmt, Gerd?«

»Das hoffe ich nicht.«

»Lang-wei-lig«, sagte Moritz in den Abspann hinein. »Ich habe die ganze Zeit darauf gewartet, dass da endlich mal etwas passiert hinter diesen Türen.«

»Du hast null Ahnung«, sagte ich. »Langweilig sind diese ewigen Verfolgungsjagden, das Herumgeballere testosteronverseuchter Idioten, irgendwelche kranken Serienkiller und so. Hast du gedacht, da kriecht ein menschenmordender Alien durchs Schlüsselloch?«

»Keine schlechte Idee.«

»Nicht für einen Dokumentarfilm.«

»Jetzt weiß ich, warum ich die nicht mag.«

»Blödmann. Das war ein richtig toller Film. Wenn du das nicht begreifst...« Wir hatten uns ernsthaft gestritten. Am nächsten Tag hatte Moritz mir nicht ohne einen Rest Häme eine Kritik in der Lokalzeitung angekreuzt. »Ein Briefträger trägt Briefe aus«, lautete die lauwarmer Überschrift. Tatsächlich wurde der *Hochläufer* kaum wahrgenommen, bis er ein Jahr später Preise in Locarno und München gewann. »Post für uns alle«, hieß es jetzt in einer großen Wochenzeitung.

Und nun war mein Regisseur nach Hamburg gekommen. Ich hatte ihn mir größer vorgestellt.

Ludwig Hirsch stand mitten vor uns im großen Kinosaal, anders als die Universitätsdozenten, die sich alle an den Rand der leeren Leinwand drückten, als fürchteten sie sich vor der weißen Fläche. Er sprach leise, seine Stimme klang sanft, hatte aber einen metallischen Unterton, der verriet, dass unter der Sanftheit eine ernstzunehmende Härte lag. Sie verlieh seinen Worten Bestimmtheit und Nachdruck. Hirsch teilte uns mit, dass wir in der folgenden Woche von unseren weiteren Seminaren befreit seien, da er einen Ausflug plane, der bis in den Abend hinein dauern werde. Das Ziel wolle er uns erst am Tag selbst verraten. Auf jeden Fall sei eine gewisse Kondition notwendig und es sei ratsam, bequeme Schuhe ...«

»Treppenlaufen«, rief jemand dazwischen. Hirsch lachte, »dass Sie mich für so einfallslos halten.« Es seien also am besten Wanderschuhe anzuziehen. Er nahm die Anwesenheitsliste vom Lautsprecherblock und überflog sie. Machte eine wegwerfende Handbewegung, die in einem kleinen Schlenker endete, und legte die Liste zurück. »Selbst wenn ich diese Spalten auswendig wüsste, es würde uns ja nicht

näher bringen.« Offenbar kam ihm gar nicht in den Sinn, dass die Liste der Kontrolle diene. »Ich möchte Sie bitten, für den Tag unserer Wanderung und für die zukünftigen Sitzungen einen Beitrag von fünf Minuten vorzubereiten. Erzählen Sie mir und Ihren Kommilitonen etwas über sich, irgendetwas. Über Ihre Großmutter, Ihren Hund, von Ihrem Lieblingsessen, einer Busfahrt ... Egal was. Einer guten Geschichte vermag niemand zu widerstehen, und ich zuletzt. So lerne ich Sie auf angenehmste Weise kennen, und wir werden sehen, woraus eigentlich das besteht, was wir eine Geschichte nennen.« Dann sprang er mitten ins Thema des Semesters und fragte nach unseren persönlichen Vorstellungen über ein gelungenes Gespräch mit Zeitzeugen.

»Habermas«, rief Alex und begann, die Theorie eines gelingenden Gesprächs zu referieren. Normative Gesprächsreflexion sei der Ausgangspunkt von Habermas' »kritischer Theorie der Gesellschaft«. Normalerweise konnte Alex, der im Nebenfach Soziologie studierte, bei den Dozenten punkten, wenn er den Namen eines bekannten Theoretikers in den Ring warf. Hirsch jedoch signalisierte keinerlei Zustimmung und unterbrach Alex nach wenigen Sätzen. »Was Habermas betrifft, so haben Sie theoretisch wahrscheinlich recht. Ich habe aber nach Ihren ganz persönlichen Vorstellungen gefragt. Wer hat eine eigene Idee?«

In die Stille hinein sagte ich: »Vielleicht wie ein Tanz?«

»Das müssen Sie uns genauer erklären.«

»Wie ein Tanz...«, wiederholte ich zögernd. Noch wusste ich nicht, in welche Richtung sich meine Antwort entwickeln würde und tastete mich, während ich sprach, langsam voran. »Ich meine, ein Gespräch sollte wie ein Tanz sein. So ein altmodischer, klassischer Tanz, den man zu

zweit tanzt. Zwei Menschen, ein Paar, das sich für eine begrenzte Zeit zusammenfindet und sich durch einen vorgegebenen Raum bewegt. Meinetwegen einen Tanzsaal. Sie müssen aufeinander Acht geben, sich den Fähigkeiten des anderen anpassen. Aber es gibt – das klingt jetzt wahrscheinlich blöd – es gibt einen, der führt, der die Verantwortung übernimmt. Der, der die Fragen stellt. Wenn er es gut macht, dann spürt der Partner seine Führung nicht als etwas Fremdes, sondern als Hilfestellung für das gemeinsame Gelingen. Den Tanz eben. Etwas Harmonisches. Derjenige, der führt, hat die Verantwortung, dass sie sich nicht nur an einer oder an wenigen Stellen drehen, sondern den gesamten Saal bestreichen, alle Möglichkeiten ausloten. Manchmal mit großen, dann mit kleinen Schritten, mit einfachen oder komplizierten Figuren oder sogar kurzen Trennungen. Im Idealfall sollte das Paar zum Schluss in jeder Ecke des Saals gewesen sein, ihn in Länge und Breite durchmessen, an den Rändern und natürlich im Zentrum Zeit miteinander verbracht haben. Wenn die Musik aufhört, lösen sie sich voneinander, vielleicht mit so einer altmodischen Verbeugung... Ich weiß nicht, ob klar geworden ist, wie ich es meine...«

»Großartig. Einfach großartig«, sagte Hirsch. »Die einzige winzige Kritik, die ich vorzubringen hätte, wenn es denn überhaupt eine ist, bezieht sich darauf, dass Sie meinten, es klinge blöd, dass ein Partner die Führung übernehme. Nein, genau so muss es sein. Ganz ausdrücklich. Wir übernehmen die Verantwortung für das Gelingen. Wir behalten, wie locker auch immer, die Fäden in der Hand. Oder sollten es wenigstens versuchen. Wir haben uns vorbereitet, wir verfolgen, bei aller Aufmerksamkeit für Neues und Überraschendes, einen Plan und lenken das Gespräch. Aber bitte, ohne dem Partner das Gefühl

zu vermitteln, er solle bloß ein paar vorher abgesprochene Sätze abliefern. Das geht bei Laien sowieso daneben, und mit denen haben wir es ja vorzugsweise zu tun. Der umsichtige und sensible Umgang mit den Protagonisten ist das A und O im Dokumentarfilm. – Darf ich Sie fragen, wie Sie auf Ihren so gelungenen Vergleich gekommen sind? Tanzen Sie?«

»Gar nicht. Es ist mir alles gerade eingefallen.«

»Umso bemerkenswerter. Ich bitte Sie jetzt nur deshalb nicht darum, ihre Überlegungen aufzuschreiben, weil sich dann wohl niemand mehr zu Wort meldet. Es soll ja nicht mit Strafarbeit belohnt werden, wer eine gute Idee hat. Gibt es weitere Vorschläge?«

Natürlich wurde nach dem Seminar darüber gerätselt, wohin die geheimnisvolle Exkursion gehen würde. An die Lübecker Bucht? An die Nordsee? Nach Sylt? Ein Tagestrip nach Dänemark?

»Dann hätte er uns daran erinnert, den Perso einzustecken.«

»Die Grenze existiert doch quasi gar nicht. Da wird jeder durchgewunken.«

»I nedde.« Das war Frank in seinem schönsten Badisch. Sein Vater stammte aus Kenia, und Frank bezeichnete sich gern als »Quoodenegger«, um zu provozieren und die Reaktionen seines Gegenübers auszutesten.

»Wenn ich Weltmeister auf irgendeiner Langstrecke wäre, hätte ich vielleicht eine Chance. Aber ihr seht ja ...« Frank kniff sich in eine Speckrolle an der Hüfte.

Was für eine Absicht mochte Ludwig Hirsch mit der Exkursion verfolgen? Sollten Locations gesucht werden? Plante er einen Film mit uns als Hauptpersonen? Würden wir hinterher ein Exposee schreiben müssen? Nachdem er sich am nächsten Tag auf dem Flur immerhin die Infor-

mation entlocken ließ, dass er die Besteigung eines Gipfels plane, schossen neue Spekulationen ins Kraut. – Wilseder Berg? – Auf den Brocken?

»Ganz klar, wo es hingehet«, sagte Julia. »Denkt doch mal nach, Hirsch ist aus Bayern. Wir nehmen den ersten Flieger nach München, dann mit dem Bus nach Brauneck oder mit der Gondel auf den Wallberg, oder was weiß ich. Da kraxeln wir ein bisschen herum. Sitzen hinterher in der Sonne vor irgendwelchen Hütten und trinken Jagertee. Hirsch lässt alles drehen, und abends geht es zurück nach Hamburg.«

»Alles an einem Tag?«

»Ich hab das schon mal im Winter zum Skilaufen gemacht. Hat tadellos geklappt.«

»Wer bezahlt den Flug? Er hat ja kein Wort darüber verloren, dass der Ausflug uns was kostet.«

»Keine Ahnung. Wenn wir Teil eines Filmprojekts sind, besorgt er die Kohle. Oder er hat den Dekan angegraben und Mittel frei bekommen. Trau ich ihm zu, unserem ›König Ludwig.«

Am See II

Xenia dachte an die Aufregung zurück, die Ludwig damals verursacht hatte. Und sie erinnerte sich daran, was sie empfunden hatte, als sie vor dem ganzen Kurs von einem tanzenden Paar gesprochen hatte. Es war eine unendlich vorsichtige Annäherung, ein tastendes Fragen, eine zärtliche Berührung im Schutz eines Universitätsseminars. Ludwig hatte geahnt, wie sie es gemeint hatte, wie er ihr später gestand. Wie musste ihn ihr vermeintlicher Verrat getroffen haben? Sie schüttelte sich, als wolle sie die Frage abwerfen. Ihr wurde heiß. Sie überlegte, sich im See abzukühlen, dann spürte sie, dass sie Hunger hatte. Auf dem Korbtisch stand noch das Tablett mit den Resten der Fischermahlzeit. Der Garten lag jetzt schon halb im Schatten. Die Nachmittagssonne schaffte es kaum über die Wipfel der Uferbäume. Nur vor der Veranda leuchteten Gras, Farne und Brennnessel noch in hellem Grün, etwas dunkler die Blätter der Buchen hinterm Haus. Die Blumen in den Tontöpfen wirkten erschöpft. Hatte sie vergessen, sie am Morgen zu gießen?

Als sie mit dem Tablett in den Händen auf das Haus zuzuging, erblickte sie in einer Fensterscheibe der Veranda ihr Spiegelbild. Sie hatte sich in den heißen Tagen so daran gewöhnt, keine Kleidung zu tragen, dass sie ihre Nacktheit nicht mehr bedachte. Nun erschrak sie. Für eine winzige Sekunde hatte sie geglaubt, sie sei den Fischern unbekleidet entgegengetreten. Die junge Frau aus dem Fenster sah sie mit leicht schräg gelegtem Kopf aus schmalen Augen an. Sie wirkte nachdenklich, das braune Haar war zer-

LESEPROBE · LESERBEIHEIT

zaust. Die Brustwarzen mit ihren Höfen, Bauchnabel und Scham zeichneten sich dunkel auf der Haut ab. Eine Kaffeeschale auf dem Tablett verdeckte einen Teil ihrer linken Brust. Sie ließ das Tablett sinken, winkelte ihr linkes Bein an, als wolle sie gleich einen Schritt nach vorn tun. Eingerahmt wurde die schmale Gestalt vom Efeu, der sich über die Fenster der Veranda rankte, vom Gras zu ihren Füßen und den Bäumen im Hintergrund, die am Ufer wuchsen. Durch ihre Stämme hindurch glitzerte der See, die Hügelkette in der Ferne zeichnete sich als dunkler Streifen ab, darüber ein Stückchen Himmel. Die junge Frau war Mittelpunkt einer Sommerszene aus Grün und Blau. Ihr gebräunter Körper und das Rot des Tabletts gaben dem Bild zwei andere Farben und zogen den Blick auf sich. Xenia hätte ihr gern zugewinkt.

Sie folgte dem Trampelpfad um das Haus und trat aus der Wärme und Helligkeit in die dunkle Küche. Es war schon nach vier Uhr, ein zweiter Kaffee würde ihr eine schlaflose Nacht bescheren. Sie schnupperte einen Moment an der Kaffeetüte. Setzte dann Wasser auf und schüttete Zitronenkekse in eine Schale. Sie hatte sich einen Vorrat angelegt, die Kekse waren ihre Waffe gegen Stechmücken. Nach der Regenzeit hatte sie in der Lokalzeitung gelesen, dass der Geruch nach Zitrone die Plagegeister abhalten würde. Es wurde empfohlen, im Freien Teelichte mit Zitronenduft anzuzünden.

Ihr Grundstück am See zog abends ganze Schwärme von Mücken an, wie Wolken zogen sie durch den Garten. Und sie war schon immer die Lieblingsbeute von Stechmücken gewesen. Während Britta höchstens ein oder zwei kleine Stiche abbekam, kratzte sie sich Arme und Beine wund. Ihre Mutter kühlte die heißen Beulen mit essigsaurer Tonerde.

Nun also sollte Zitronenduft Mücken vertreiben, bevor sie zustechen konnten. Xenia erstand eine Großpackung Teelichte mit Zitronenduft, die im Supermarkt als Sonderangebot in mehreren Einkaufswagen gestapelt lagen. Auf dem Weg zur Kasse entdeckte sie die Zitronenkekse. Eine Immunisierung von innen konnte nicht schaden. In den nächsten Tagen saß sie im hellen Sonnenlicht in einem Kreis von flackernden Teelichten und aß Zitronenkekse. Sie mochte nicht entscheiden, ob das trockene Wetter der Grund dafür war, dass sie verschont blieb, oder ob die Mücken ihre Wunderkekse respektierten. Auf jeden Fall war es sicherer, nicht mit der Vorbeugung aufzuhören. Außerdem schmeckten die Kekse.

Nach dem Imbiss holte Xenia zwei Wolldecken aus dem Haus, legte sie zusammengefaltet übereinander in das Kajak und brachte es zu Wasser. Nach wenigen Paddelschlägen war sie aus ihrer stillen Bucht heraus. Das Boot glitt so leicht und mühelos dahin, als ob das Wasser darauf wartete, es durchzulassen. Weit draußen auf dem See zog sie das Paddel ein und legte sich auf das schmale Brett am Boden. Über ihr spannte sich ein blauer Sommerhimmel mit weißen Schäfchenwolken. Immer noch brannte die Sonne. Xenia zupfte sich den Zipfel einer Decke übers Gesicht. Auch mit geschlossenen Augen konnte sie unter diesem Schutz spüren, wann sich eine Wolke vor die Sonne schob.

Sie vertraute darauf, dass die Strömung ihr Boot zurück in die Bucht treiben würde und überließ sich dem Schaukeln und Wiegen der Wellen.

Bergbesteigung

Am Tag, an dem Ludwig die Exkursion angekündigt hatte, kaufte ich mir knöchelhohe Wanderschuhe aus hellblauem Wildleder. Die Verkäuferin, sie war ungefähr in meinem Alter, schlappte auf Flipflops heran, ihre Fußnägel waren blau lackiert. Ich fand es irgendwie unpassend, dass jemand in einem Outdoorladen, umgeben von Regalen voller mächtiger Bergstiefel, Walking-Boots und Kletterschuhe so leichtes Schuhwerk trug.

»Coole Farbe, nicht?«, sie hatte meinen Blick bemerkt. »Ich läute schon mal den Sommer ein. Weil es doch jetzt warm wird. Blau ist dieses Jahr total angesagt.«

»Gute Idee.« Auf einmal fand ich Flipflops die einzig angemessene Fußbekleidung. »Ich brauche trotzdem Wanderschuhe, möglichst leichte.«

Sie musterte mich. »Mittelgebirge?«

»Keine Ahnung. Einfach nur schöne, leichte Wanderschuhe, mit denen ich auch nur so rumlaufen kann.«

»Also fürs Flachland, Spaziergänge im Wald oder am Strand?«

Ludwig hatte aber von einer Gipfelbesteigung gesprochen. Vielleicht würden wir im Harz wandern. »Wohl eher Mittelgebirge«, sagte ich und sah mich um: Reihen von klobigen schwarzen und braunen und schwarzbraunen Schuhen, ein dunkelgrünes Paar war schon der Hingucker. Die wollte ich alle nicht.

»Ich habe da was für Sie, ganz neu, eine Limited Edition. Gibt es in verschiedenen Farben, in Grün, in Rot, sogar« – sie lächelte – »in Hellblau. Weichstes Leder, und die

leichtesten, die es auf dem Markt gibt. Ich hole sie Ihnen aus dem Lager. Die sind noch gar nicht ausgepackt.« Sie konnte Gedanken lesen.

Es waren die schönsten Schuhe im ganzen Laden. Viel zu teuer. Gerade richtig für eine Verabredung mit Ludwig Hirsch.

Silke schüttelte den Kopf, als ich ihr meine Beute präsentierte. »Xenia, die bekommst du nie wieder sauber. Wenn du das erste Mal durch Schlamm gelaufen bist, sind die hin. Total unpraktisch, solche empfindliche Farbe. Was hast du dir dabei gedacht?«

»Sie sind selbstreinigend, hat die Verkäuferin gesagt.«

»Das glaubst du doch selber nicht. Meinst du, du stellst sie nachts vor die Tür, und am Morgen sind sie wieder wie neu?«

»Keine Ahnung. Praktisch ist nicht das, worauf es ankommt.«

»Bei Wanderschuhen schon.«

»In diesem Fall nicht.«

»Aha.«

»Nichts aha. Du brauchst gar nicht so wissend zu kucken.«

»Ich kenne dich. Hoffentlich weißt du, dass es nie gut ausgeht zwischen Studentin und Professor. Die Uni ist voll von gebrochenen Herzen. Irgendwann ziehen die akademischen Ritter weiter und suchen sich die nächste junge Muse.«

»Ludwig ist kein Professor.«

»Ludwig heißt er also schon, der Herr Hirsch. Aha.«

»Man wird sich wohl noch schöne Schuhe kaufen dürfen.«

»Sicher. Nur beschwer dich hinterher nicht und sag, ich hätte dich nicht gewarnt.«

Wir trafen uns am Dammtorbahnhof. »König Ludwig« – es sollte für das ganze Semester bei diesem Namen bleiben, und Ludwig schien ihn sofort angenommen zu haben, denn gleich in der nächsten Seminarstunde legte er die Anwesenheitsliste beiseite und sagte, er verzichte auf die Insignien seiner Macht, er wolle ungerne in der Alster landen –, Ludwig also trug Schwarz. Schwarzer Trenchcoat, schwarze Jeans, schwarze Joggingsschuhe. Die Schuhe fielen mir ins Auge. Meine Mittelgebirgsschuhe erschienen mir auf einmal viel zu mächtig, zu aufdringlich, zu neu, zu hell, zu blau. Ich zerrte meine Jeans über die hohen Schäfte.

Falls Ludwig sich über unsere Ausrüstung wunderte, so ließ er sich nichts anmerken. Er wartete, bis alle da waren, dann verriet er das Ziel unserer Wanderung. Wir würden mit der S-Bahn nach Neugraben fahren, dort den Bus nehmen und dann den Mount Hasselbrack besteigen.

Wir sahen uns an, zogen die Schultern hoch, versuchten Enttäuschung zu verbergen, einige lachten. »Hassel-... was?«.

»Hasselbrack. Der höchste Berg Hamburgs.«

»Der will uns verarschen«, sagte Alex leise. Er hatte sich in Bergsteigerkluft geworfen und sah aus, als wolle er den Mount Everest bezwingen. »Jeder Ameisenhaufen ist der höchste ›Berg‹ Hamburgs.«

»Keineswegs«, sagte Ludwig Hirsch. »Es gibt sogar ein Gipfelkreuz und, wie es sich gehört, ein Gipfelbuch, in das wir uns eintragen werden. Von der Bushaltestelle sind es ungefähr drei Kilometer durch den Wald. Stetig bergauf.«

»Das soll eine Tagestour werden?«

»Hinterher lade ich Sie zu einem Essen in den Landgasthof ein. Da würde ich dann gern Ihre ersten Geschichten hören.«

»Kinderkram«, sagte Julia. »Ich habe gedacht, wir lernen in diesem Praxisseminar etwas über Film.«

In der S-Bahn war die Stimmung gedämpft. Einige alberten herum und fragten Hirsch, ob er genug Sauerstoff mithabe, um einem Höhenkoller vorzubeugen. Andere vermuteten immer noch, dass uns in Neugraben ein Filmteam erwartete. Die Aussicht darauf belebte sie. Nach Bahn- und Busfahrt versammelten wir uns vor einer Wiese. Von dort sollte ein Weg durch den Wald zum Hasselbrack hinaufführen. Weit und breit keine Kamera in Sicht. Immerhin hatte Julia inzwischen gegoogelt, dass dieser Berg, von dem auch die Hamburger unter uns noch nie etwas gehört hatten, tatsächlich existierte. Der Gipfel lag, so unspektakulär wie möglich, mitten im Wald und bot keinen Ausblick auf die Stadt. Eigentlich war der Hasselbrack nur ein Ausläufer der Harburger Berge, die höher waren, allerdings zu Niedersachsen gehörten. Der Gipfelstein, ein zwei Tonnen schwerer Findling aus der Eiszeit, war mit einem Radlader hinaufgeschafft worden. »Hasselbrack, 116 Meter, höchster Punkt Hamburgs«, hatte ein Steinmetz eingraviert.

Wir zogen los. Ich hielt Abstand von Ludwig, schon in der S-Bahn hatte ich darauf geachtet, dass ich nicht neben ihm zu sitzen kam. Am Ende der Wiese stand ein Wegweiser. Er gab verschiedene Ziele an. Der Hasselbrack war nicht darunter. »Solange es ansteigt, ist es richtig«, sagte Ludwig. »In einer Stunde stehen wir auf dem Gipfel, in spätestens einer weiteren sind wir wieder zurück. Um dreizehn Uhr habe ich Essen im Dorfkrug bestellt.«

Meine schönen Schuhe mochten zwar selbstreinigend sein, waren aber nicht wasserfest, wie ich nach einem Fehltritt in ein verdecktes Schlammloch nun wusste. Nach einer guten Stunde erreichten wir den Wildpark Schwarze

Berge. Er lag auf niedersächsischem Gebiet. Wir waren zu weit gelaufen, irgendwo falsch abgebogen. Die Frau an der Kasse des Wildparks kannte den Hasselbrack nicht und sah für uns im Internet nach. Unser Ziel musste sich in unmittelbarer Nähe befinden. Wir kehrten um, liefen im Kreis. Die Frau von der Kasse winkte. Wir fragten Spaziergänger, riefen Joggern hinterher, schrien einem Waldarbeiter zu. Keiner hatte je vom Mount Hasselbrack gehört.

»Gibts doch wohl nicht«, sagte Alex. Ihn hatte der Ehrgeiz gepackt. Bei jeder Gabelung diskutierten wir, interpretierten Wandervorschläge von Wegweisern, hatten »ein sicheres Gefühl«, warfen eine Münze. Es war ein ausgelassenes Raten und Vorschlagen, die Stimmung wie auf einer Klassenfahrt.

Ludwig wechselte die Grüppchen, die sich bildeten; er wurde immer schnell zum Mittelpunkt. Es gelang mir, ihm aus dem Weg zu gehen. Die neuen Schuhe drückten. Außerdem hatten sie so dicke Sohlen, dass ich oft ins Stolpern geriet. Vor lauter Vorsicht wurde mein Gang schwer und unbeholfen, meist startete ich auf den Boden. Ich fühlte mich gedemütigt. Wie gern wäre ich Ludwig als leichtfüßige junge Frau begegnet, nun würde er einen mürrischen Trampel vor Augen haben, wenn er an mich dachte. Aber warum sollte er überhaupt an mich denken, umschwirrt von plappernden, hochbegabten Neunzehnjährigen. Ich kam mir unendlich alt vor. Wieder einmal spürte ich den Unterschied zwischen ihnen und mir. Vier Jahre machten so viel aus. Ich fühlte mich fremd und allein. Da half es wenig, dass der dicke Ulrich sich zu mir gesellte und, neben mir herkeuchend, mit der Weisheit seiner bald dreißig Jahre die anderen als »aufgescheuchten Hühnerhaufen« bezeichnete. Eigentlich wäre ich gern Teil des Hühnerhaufens gewesen.

Schließlich brach Ludwig die Suche ab. Wir waren inzwischen mindestens dreimal – einige behaupteten sogar viermal – an einer vom Blitz gespaltenen Buche vorübergekommen. Alle waren erleichtert über Ludwigs Entscheidung. Selbst Alex, der inzwischen zu den Eifrigsten gehörte, den von ihm zu Beginn so verachteten Ameisenhügel zu finden, und uns ständig an seinen Gedanken teilhaben ließ: »Noch ein letzter Versuch!« – »Ich glaub es nicht, es geht schon wieder bergab.« – »Das können wir uns nicht bieten lassen.« – »Jeder Pups wird hier ausgeschildert, nur der Hasselbrack nicht. Bei welcher Behörde kann man sich beschweren?«

Ludwig telefonierte wieder mit dem Gasthof, bedauerte, dass es noch eine Weile dauern würde, er hoffe aber, in absehbarer Zeit da zu sein. »Absehbar ist natürlich ein dehnbarer Begriff«, sagte er in die Runde. »Wenn sie bis jetzt an uns nicht verzweifelt sind, werden sie mit dem Essen warten.«

Es war geradezu ein Witz, wie leicht und wie schnell wir den Weg zurück fanden. Wir kamen wieder an der gespaltenen Buche vorbei, und ich stöhnte heimlich auf und fragte mich, wie oft ich diesen Baum wohl noch zu Gesicht bekommen würde. Dieses Mal liefen wir bergab, und waren in wenigen Minuten an der Wiese mit den Wasserlöchern. »Ja, sauber«, sagte Ludwig verblüfft. »Jetzt können wir uns Zeit lassen.«

Ich humpelte mittlerweile und konzentrierte mich ganz auf die tückische Wiese.

»Schaffen Sie es?« Ludwig Hirsch hatte auf mich gewartet.

»Es geht.«

»Neue Schuhe?«

Ich errötete. »Ich hätte sie vorher einlaufen sollen. Die Größe stimmt, sie sind nur irgendwie zu eng.«

Er blickte kurz auf meine schmutzigen Schuhe. »Pardon. Ich weiß Ihren Namen gar nicht.

»Xenia Sudrow.«

Er zuckte kaum merklich zusammen, nickte dann. »Also doch. Ich habe nämlich mit mir selbst gewettet, dass Sie das sind. Ihr Name ist mir sofort aufgefallen, als ich die Liste durchlas.«

»Ach so, wegen ›Xenia‹.« Ich versuchte, meine Enttäuschung zu verbergen. »Meine Eltern haben damals geglaubt, mir einen originellen Vornamen zu geben. In Norddeutschland ist er eher ungewöhnlich.«

»Ich meinte Ihren vollständigen Namen, Xenia Sudrow.«

»Gibt es irgendwelche Berühmtheiten, die Sudrow heißen?«

»Sie wissen also gar nicht, was an Ihrem Namen so Besonderes ist?«

»Nein.«

»Xenia Sudrow enthält alle Vokale unseres Alphabets, und jeder einzelne Vokal kommt nur ein einziges Mal vor. Ein A, ein E, ein I, ein O und ein U. Das ist bei deutschen Namen sehr selten. Sogar Ihr Kommilitone Frank Owumel schrammt knapp am Ziel vorbei, und ich bringe es nur auf ein bescheidenes U und ein noch bescheideneres I.«

Als wir im Gasthof saßen, Ludwig weit von mir entfernt am anderen Ende des Saals, bemerkten wir, wie hungrig wir waren. »Ein Wildschwein, zwei Rebhühner, drei Hasen, bitte reichlich Beilagen«, bestellte Ulrich beim Kellner, der die Getränke abfragte.

»Ich nehme das gleiche«, sagte Frank.

Es gab Scholle satt oder Pasta mit Gemüse. Nach dem Essen gingen wir ohne Probleme zu Kaffee und Kuchen über. Ich hatte die nassen Strümpfe ausgezogen und sie auf die Heizung gelegt. Unter dem Tisch massierte ich

mir die Füße. Ludwig wollte die ersten Geschichten hören.
»Möchten Sie bitte anfangen, Frau Sudrow?«

Darauf war ich nicht vorbereitet. »Also, ich weiß nicht...
Mir fällt jetzt gerade nichts ein.«

»Es wird doch irgendetwas in Ihrem Leben geben, was
Sie uns erzählen möchten.«

Ich hatte das Gefühl, alle starrten auf meine nackten Füße.
Davon hätte ich erzählen können. Wenn ich mich getraut
hätte. »Mir fällt nichts ein«, wiederholte ich kleinlaut.

»Dann hat Herr Owumel vielleicht die Güte ...«

Frank erzählte, dass er sich als Kind von seinen badi-
schen Großeltern ein Schlagzeug gewünscht, und nur eine
Trommel bekommen habe. Ich beneidete ihn. Um auf die
Toilette zu gehen, musste ich meine nackten Füße in die
zu klein gewordenen Schuhe quälen. Es tat weh. Auf dem
Rückweg schlurfte ich an der Garderobe vorbei, vergewis-
serte mich, dass niemand zuschaute, und hängte meine
Wanderjacke neben Ludwigs Trenchcoat. Die beiden Klei-
dungsstücke berührten sich. Nachtblau und schwarz, die
Farben passten zusammen. Verstohlen strich ich über den
schwarzen Stoff. Beneidete meine Jacke. Vielleicht würden
ein paar Geruchsmoleküle von Ludwigs Trenchcoat an ihr
haften bleiben.

Am Abend rief Silke an. Ich hatte gerade meine Füße
gebadet, sie dick eingecremt und Socken angezogen. Ich
fragte Silke, ob sie gewusst habe, dass sich in meinem
Namen sämtliche Vokale wiederfanden. Als beste Freun-
din hätte ihr das doch irgendwann auffallen müssen. Sie
vermutete, ich sei betrunken. In der Pause, die entstand,
zählte sie die Vokale nach. »Hast recht«, sagte sie, »alle da.
Gib zu, das hast du nicht allein herausgefunden.«

»Nicht direkt. Rate mal.«



Susanne Bienwald

wurde in Eutin/Ostholstein geboren.
Sie studierte Philosophie, Germanistik, Romanistik
und Soziologie in Konstanz, Berlin und Hamburg.

Nach Auslandsaufenthalten in der Türkei,
in Griechenland und Spanien und einem kurzen
Zwischenspiel im Hamburger Schuldienst arbeitet sie
seit dem Jahr 2000 als Autorin und Lektorin.

2000 entstand für den SWR der Film
»Innenansichten eines Außenseiters«, der 2002
den Preis der »LiteraVision«, München gewann.

2002 schrieb sie den Text zur audiovisuellen
Installation »plots« von Angelika Böck,
u.a. ausgestellt im Brühler Kunstverein.

Bei Hoffmann und Campe erschienen ihre Bücher:
»Hans Erich Nossack. Nachts auf der Lombardsbrücke«
und »Friedrich Hebbel. Lauter zerrissene Verhältnisse«.

2013 veröffentlichte sie ihren Roman »Da geht einer«,
neu aufgelegt 2016 im Verlag Expeditionen.

Homepage: www.susannebienwald.de

»Es war anstrengend, so zu sein,
wie die anderen mich haben wollten.«

Ein Sommertag im Norden
zwischen See und Meer.

Ein Ort, um nachzudenken
über Liebe, Verrat und Stille.

Eine junge Frau, die den Grund für ihre
zerbrochene Liebe sucht und
zurückfindet zu ihrer eigenen stillen Natur.

VERLAG
kadEra
www.kadEra-verlag.de

ISBN 978-3-944459-56-1



9 783944 459561

LESERPIRIBIE • LESERPIRIBIE